



## Caroline und ihre Schwestern.

Ein Familien = Gemälde.

---

### 1.

Der Amtmann Hellborn von Buchenau gab zu Ehren seiner Freunde und Bekannten in der Nachbarschaft ein kleines ländliches Freudenfest, zu welchem auch ich, als ein Schulfreund und Verwandter des Mannes, eingeladen wurde. Da ich einige Stunden zu reisen hatte, traf ich bey meiner Ankunft schon eine zahlreiche Gesellschaft von Honoratioren der Gegend an, und hatte noch eben Zeit, mich zum Essen niederzusetzen, das im Gartensaal aufgetragen wurde. Es war, ein sehr schöner Sommertag,

unsere Herzen waren heiter, wie der Himmel über uns, und ein reines Vergnügen herrschte in unserem freundschaftlichen Kreise.

Die Mahlzeit war noch nicht ganz geendet, als ein Frauenzimmer herein trat und ohne viele Umstände auf dem nächsten ledigen Platze sich niederließ. Sobald sie Posto gefaßt hatte, ließ sie gegen Hellborn sich etwas unzart also verlauten: „Sie haben mich zwar nicht eingeladen, Herr Schwager; allein ich dachte, ungebethene Gäste sind die liebsten, und kam von selbst.“ Hellborn entschuldigte sich etwas verlegen, daß er von ihrer Anwesenheit in der Gegend nichts gewußt habe, wendete sodann sich an die Gesellschaft und sprach: „Ich habe hiermit die Ehre, Ihnen Fräulein Caroline Fraser vorzustellen, eine Schwester meiner Frau.“ Wir verbeugten uns alle auf's Höflichste; sie aber schien unsere Höflichkeit als einen Tribut der Schuldigkeit anzunehmen.

Caroline war eine Art alter Jungfer, schlank wie eine Spindel und ernsthaft wie eine Duenna. Sie war nicht mehr fern von der trüben Zeit des Herbstes, wo sich die Tage einstellen, die nicht gefallen, und die Zugvögel sich zum Abschied rüsten. Ihre Wangen, sonst ein schwellendes Rosenbette, nahmen eine Richtung nach innen, vermuthlich weil sie mit der gottlosen Welt nichts mehr mochten zu thun haben, und die Lippen, sonst immer bereit, zwey Reihen glänzendes Elfenbein zu enthüllen, beeiferten sich, die Verheerungen der Zeit mit weiser Sorgfalt zu verbergen. Aus diesem Grunde öffnete sie im Gespräche den Mund so wenig wie möglich, und selbst bey einem freundlichen Lächeln zogen sich die Lippen nur in die Länge. Die Amtmänninn war bey Carolinens Ankunft nicht im Gartensaale, weil sie den Nachtmisch besorgte, diese aber fragte nicht im mindesten nach der abwesenden Schwe-

ster, sondern nöthigte einen jungen Gelehrten, dem sie der Zufall an die Seite geworfen hatte, zu einem Gespräche über die Naturphilosophie, welche eben ihr Lieblingsstudium zu seyn schien.

Indeß kehrte die Amtmänninn zur Gesellschaft zurück, und ging, da sie ihre Schwester gewahrte, herzlich auf sie zu, um sie zu umarmen. Caroline aber reichte ihr ganz kalt die concave Seite des Backens zum Kusse, ohne selbst den Kuß zu erwidern. Der junge Mann glaubte dem unwillkommenen Gespräche entweichen zu können, allein vergebens. Sie kramte, zu schlechter Erbauung der Gesellschaft, den armseligen Plunder ihres Aferwissens aus. Man both den Nachtsisch herum. So oft der Teller an Carolinen kam, warf sie die ganze Ladung unter einander, ehe sie nahm, was ihr beliebte, den genommenen Vorrath aber zerbröckelte sie mehr, als sie ihn kostete. Als man ihr den



Raffeh reichte, griff sie so lange in die Zuckerbüchse, bis ihre Tasse ganz voll von Zucker war. Den vor ihr stehenden Kelch füllte sie ohne Bedenken mehrmahls mit süßem Weine, und tauchte Biscuit hinein. Sie hatte durchaus viel Sonderbares und Auffallendes, selbst in ihrem Anzug, denn dieser war ein Gemisch von Mode und Phantasie.

Ich kann nicht läugnen, daß mir dieses Fräulein Caroline ein Stein des Anstosses wurde; doch da sie sich endlich gar auch für mich zu interessiren schien, war's um die Heiterkeit meiner Laune geschehen. Mißmuthig suchte ich ihren Fragen und Antworten auszuweichen; da aber die Störungen meiner Freyheit nicht aufhören wollten, benützte ich die erste Gelegenheit, mich zu entfernen. Stillschweigend und, wie ich meinte, ungesehen verließ ich den Saal, um mich zur Heimreise anzuschicken, weil ich mir für den Rest des Tages wenig Vergnügen mehr ver-

sprach. Hellborn aber hatte mich bemerkt und meine Absicht errathen. Darum kam er mir auf dem Fusse nach. „Freund,“ sprach er, „ich lasse dich nicht, du mußt bey mir übernachten.“ „Laß mich abziehen, Bester,“ erwiederte ich, „es ist nicht gut hausen, wo man von Kobolden belagert wird.“ Er aber drang in mich, zu bleiben. „Nur noch ein Stündchen,“ sagte er, „ergib dich in Geduld, ich will für deine Ruhe sorgen. Ich habe für Caroline eine Nachricht, durch welche ich sie unverzüglich aus unserer Gesellschaft entfernen kann. Indessen kannst du ja ein wenig im Garten lustwandeln.“ Ich blieb; ehe noch eine halbe Stunde vergangen war, sah ich Caroline hastig und eifertig weggehen.

Der Mittag wurde nun in allgemeiner Freude und Belustigung hingebacht. Man sang, spielte, gab Räthsel auf, sprach über die Ereignisse der Zeit, und die Jugend ergötzte sich dazwischen mit Tänzen nach dem

Klang eines Pianoforte. Die Gesellschaft, immer inniger und herzlicher sich gegenseitig anziehend, trennte sich nicht eher, als bis der Tag sich geneigt hatte und der Mond über den Föhrenwald aufstieg. Jetzt fing man an aufzubrechen, schilderte das Vergnügen einer sommernächtlichen Heimreise im Mondlicht, die Frauen und Mädchen suchten Halstücher, Schirmchen und Körbchen, die Männer ihre Hüte und Stöcke, alle dankten für den schönen Genuß des Tages, und die Gesellschaft zog mit Heiterkeit ab, einige zu Wagen, die meisten zu Fuße.

Sobald ich mich mit Hellborn allein sah, konnte ich mich nicht enthalten, über seine Schwägerinn frey mit ihm zu reden. „Wie ist es möglich,“ sagte ich, „daß diese Caroline, die vormahls in dem vortheilhaftesten Rufe der Feinheit und Artigkeit stand, nun in ein so bizarres Wesen verwandelt werden konnte? Wie ging es zu, daß sie unter ih-

ren Schwestern, von der Natur vielleicht am vorzüglichsten ausgestattet, ihre Bestimmung als Gattinn und Mutter allein verfehlte? Das sind die widrigsten Coketten, die dem Zerfall ihrer Reize durch Gelehrsamkeit aufhelfen, und es ist oft nicht uninteressant, die Geschichte ihrer Verirrung zu erfahren." Hellborn entsprach gerne meinem Wunsche. Wir setzten uns auf das Sofa, ich schmauchte behaglich mein Abendpfeifchen und mein Freund fing die Erzählung an.

## 2.

Der Obervogt von Nellenburg, Heinrich Frazer, hatte drey Töchter, Caroline, Luise und Theresè. Er bildete sich auf dieselben nicht wenig ein, denn sie waren nicht nur fein von Gestalt, sondern auch geistreich und gewandt in den Manieren eines angenehmen Umganges. Er selbst liebte die Gesellschaft, und sah es auch nicht ungern, wenn er Bes



suche von jungen Männern erhielt, die den Mädchen Aufmerksamkeit bewiesen. Ob er gleich in seinen Grundsätzen streng war, so gestattete er doch den Töchtern ungemein viele Freyheit, weil er glaubte, sie durch eingeprägte Grundsätze und durch Hülfe einer guten Erziehung gegen Verlockungen gesichert zu haben; auch hielt er einen ungezwungenen Umgang beyder Geschlechter für eine Schule der Artigkeit und guten Sitten. Die sorglichere Mutter hatte freylich manche Einwendungen, allein da sie ihre Meinung nicht durchzusetzen vermochte, so gab sie nach und die Sache blieb, wie ihr Gatte wollte. Es herrschte ein gefälliger Ton im Hause; man war frey, ohne die Anständigkeit zu beleidigen, gesprächig mit Geist, gesellschaftlich mit Würde. Doch ich kehre zu Carolinen zurück, welche die älteste Tochter und die Lieblinginn ihres Vaters war; ein Mädchen, das eben so wohl durch geistige

Vorzüge sich auszeichnete, als durch körperliche Reize!

Sie hatte ihren fünfzehnten Frühling angetreten, als Ferdinand Walther, ein Jüngling von guter Erziehung und Familie, in's Haus aufgenommen wurde, um unter Frasers Anleitung das Rechnungswesen und die ersten Elemente der Rechtspflege, als Vorübung für die hohe Schule, zu erlernen. Ferdinand war nicht lange in Carolinens Nähe und Umgang, als die zärtlichste Neigung in seinem Herzen erwachte, und zu einer immer größeren Flamme aufloderte; auch Caroline fühlte sich allmählig zu dem guten und gefühlvollen Jüngling mit allem Feuer der ersten Liebe hingezogen. Der scharfsehende Obervogt bemerkte bald, was in dem Herzen der jungen Leute vorging, legte aber ihren Gefühlen, Wünschen und Hoffnungen kein Hinderniß in den Weg, da er gegen eine künftige Verbindung nichts

einzuwenden hatte. So verging ungefähr ein Jahr, im Rosenlicht schwärmerischer Liebe verlebt, aber nur allzu schnell, denn die Stunde des Abschiedes rückte heran, die den Jüngling für eine höhere Laufbahn abrief. Der Abschied war zärtlich und traurig, doch gemildert durch das gegenseitige Versprechen eines fleißigen Briefwechsels.

Ferdinand bezog also die Universität, Caroline aber wurde zu einer Tante in die Residenz geschickt, um daselbst, der Zeitsitte gemäß, sich für ihre künftige Bestimmung vollendend auszubilden. Die Tante gehörte zu der großen Welt und versäumte nichts, um die Talente ihrer Pfeglinginn zu entwickeln und in's rechte Licht zu stellen. Das Mädchen trat in größeren Gesellschaften auf, erregte Aufsehen und hatte bald die Wahl unter Begleitern auf den Ball und in's Theater. Ihr nur zu reizbares Herz versank in einen Strudel von Zerstreuungen. Darüber

verlor das Andenken an ihren Ferdinand bald an Kraft und Innigkeit. Seine Briefe, voll Schwärmeren und Leidenschaft, riefen zwar anfangs das geliebte Bild noch oft in ihre Seele zurück, aber nach und nach wurde es immer tiefer in den Hintergrund ihres Gemüthes verwiesen, und ihre Antworten wurden kälter und seltener. Ferdinand beschwerte sich, darüber wurde sie empfindlich und oft bitter. Der Jüngling litt unaussprechlich, während Caroline sorglos und unbekümmert auf dem Pfade des Leichtsinns und der Gleichgültigkeit forttaumelte.

Unter mehreren Bekanntschaften, welche Caroline damahls mit jungen Männern hatte, wurde dem Baron von Lindholm bald die erste Stelle eingeräumt. Die Tante, statt Caroline liebevoll zu warnen, hatte vielmehr eine Freude an dem Triumphe des Mädchens, und schätzte es sich selbst zur Ehre, den Baron in ihrem Hause zu sehen! Seit dieser



Zeit wurde der gefühlvolle Ferdinand ganz vergessen, und auf eine Reihe von Briefen kam keine Antwort zurück. Darüber verfiel er je mehr und mehr in Betrübniß und Kummer, sann hin und her, sich die Ursache dieser Vernachlässigung zu enträthseln, und konnte sie durchaus nicht errathen, denn sein argwohnloses Herz dachte sich das nicht möglich, was wirklich schon sich begeben hatte, bis ihm durch den Brief eines Veters aus der Stadt, welcher sein Verhältniß zu Carolinen kannte, die Augen eröffnet wurden. Jetzt erst sah er den Abgrund, in welchen seine Hoffnungen und Freuden versanken; nahmenloser Schmerz ergriff seine Seele, er konnte weder ruhen, noch bleiben vor innerer Qual verrathener Liebe, und eilte in die Stadt, um seinem theilnehmenden Freunde sich in die Arme zu werfen und mit ihm zu überlegen, welchen Entschluß er nun fassen sollte.

Liebreich empfing ihn der Better und tröstete ihn, aber das wunde Herz war nicht empfänglich für den Balsam des Trostes. „Wohlan denn,“ sagte der Better, „es gibt Krankheiten, die man nur durch Krankheit heilen kann, und manche Wunden muß man erst tiefer aufreißen, wenn sie vernarben sollen. Begleiten Sie mich diesen Abend in's Theater, vielleicht werden Sie dort mehr durch Ihre Augen, als durch meine Vorstellungen für Ihre Genesung gewinnen.“ Ferdinand willigte ein, und sie gingen zur festgesetzten Stunde. Sie hatten noch nicht lange im Parterre ihren Platz gewählt, als Caroline mit dem Baron in einer Loge sichtbar ward. Ferdinand fühlte sich ganz niedergedrückt bey ihrem Anblick, alle Qualen der Eifersucht folterten sein Herz, und die Flammen des brennendsten Unmuthes durchglühten ihn, als er die schwächernde Vertraulichkeit bemerkte, die zwischen seiner Unge-

treuen und ihrem Liebhaber bestand. Als er aber sah, wie sie fast immer einander zuflüsterten, ganz und gar nur mit sich selbst beschäftigt waren und des Schauspiels wenig achteten, da meinte er vergehen zu müssen vor Ärger und Bohn, da hielt er den Anblick nicht mehr aus, die Luft däuchte ihm verpestet in ihrer Nähe, die Wände schienen ihm zu zittern und die Wölbung des Hauses über ihn herzustürzen. Er verließ das Theater, wie vernichtet im Innersten seines Gemüthes, doch der theilnehmende Wetter folgte ihm auf dem Fuße nach. Sie gingen zum Thore hinaus in die Kastaniens Allee. Ferdinand tobte und weinte wechselweise, krampfhaft fühlte er sein Herz gepresst und sein Kopf brannte, wie im Fieber. Als sie zu Hause ankamen, warf er sich auf's Bette, und eine schreckliche Nacht, weder Wachen noch Schlaf, weder Traum noch Wirklichkeit, ging über sein Leben hin. Als

der Morgen anbrach, wollte er plötzlich abreißen, allein der Vetter redete ihm zu, Carolinen vorher noch einen Besuch abzustatten. Lange konnte sich Ferdinand nicht entschließen; da aber der Vetter ihm vorstellte, daß dieser Besuch für seine Ruhe, ja vielleicht für sein Schicksal entscheidend seyn könnte, willigte er ein und ging hin.

Wie klopfte sein Herz, als er an dem Hause ankam! Wie zitterte er, als er der Thüre ihres Zimmers sich nahte! Wie ganz aber verlor er alle Fassung, als er endlich sie selbst sah, nachlässig angekleidet und auf dem Sofa sitzend neben dem Baron, welcher traulich seinen Arm um ihren Nacken schlang! Kaum vermochte er's, die Worte zu stammeln, daß er gekommen sey, sich persönlich nach ihrem Wohlseyn zu erkundigen, weil er schon so lange keine Briefe mehr von ihr erhalten hätte. Caroline, nicht im mindesten verlegen, versicherte ihn ganz trocken



ihres Wohlbefindens, und sagte zum Baron: „Dies ist Herr Walther, der vormahls Schreiber bey meinem Vater war.“ Diese Kälte, diese höhnische Behandlung war mehr, als Ferdinand ertragen konnte. „Wie?“ rief er aufgebracht, „das ist alles, was Sie von mir zu sagen wissen? Nichts von dem Verhältnisse, in welchem wir stehen? Nichts von Ihrer mir so oft heilig zugesagten Treue? Nichts von der Einwilligung unserer Ältern? Von dem allem wissen Sie nichts mehr?“ — Caroline schwieg. „Nun dann,“ fuhr Ferdinand mit Stolz und Würde fort, „so ist dieß mein letztes Wort. Unsere Sachen sind für immer abgethan. Leben Sie wohl!“ — Damit verließ er das Zimmer. Ruhiger, als er den Better verlassen hatte, kehrte zu demselben zurück, und dankte ihm herzlich für seine Freundschaft und Zurechtweisung.

Er eilte aus der Stadt, und kam noch denselben Abend in Neffenburg an. Der Ober-

vogt und seine Gattinn empfangen ihn als einen Sohn mit älterliche Liebe. Aber in welche Bestürzung geriethen die guten Leute, als Ferdinand ihnen erzählte, auf welche Art er Carolinen wieder gesehen habe! Wie schmerzte es sie, als sie seinen Entschluß vernommen, das geschlungene Band auf ewig zu zerreißen! Mit welchem Kummer erfüllte sie die getäuschte Hoffnung, die Tochter einst mit dem guten Jüngling verbunden zu sehen! Wie sehr verwünschten sie Carolinens Leichtsinn, und die Sorglosigkeit der Tante!

Nachdem sich Ferdinand einige Tage in Neßenburg aufgehalten und im Umgange mit dieser würdigen Familie sein gepreßtes Herz ein wenig erleichtert hatte, kehrte er, von frommen Segenswünschen begleitet, wieder an den Ort seiner Bestimmung zurück. Caroline wurde sogleich heimberufen. Die Vorwürfe des Vaters, die Betrübniß der Mutter, und noch mehr der strenge Be-

fehl, ohne Verzug die Stadt zu verlassen, und in's älterliche Haus zurück zu kommen, erfüllten sie mit Schrecken und Leid. Sie und die Tante bathen um einen verlängerten Aufenthalt mit den flehendsten Worten und mit den reuevollsten Versprechungen; allein vergebens und wieder vergebens. Um nun den Briefwechsel in dieser verdrießlichen Sache schnell zu endigen, erschien der Vater unvermuthet selbst, sobald er abkommen konnte. Es war eine traurige Heimfahrt. Der Vater, voll Ärgers, sprach wenig, und der Tochter war's, wie wenn sie aus einem langen Traume erwacht wäre. Die rauschenden Zerstreungen, die glänzenden Zirkel, das geschäftlose Freudenhaschen hatte nun ein Ende, und stach widrig für sie ab mit der häuslichen Stille eines Landstädtchens, und mit den gerechten Verweisen ihrer tief gekränkten Ältern. Was ihren Zustand noch unerträglicher machte, war die Nachricht,

daß der Baron, welcher ihr so oft ewige Liebe geschworen hatte, sich über ihre Abreise gar leicht habe trösten können, und ihrer bereits in den Armen einer andern Auserwählten vergessen habe. Dazu kamen noch oft wehmüthige Erinnerungen an ihren verstorbenen Ferdinand, dessen Bild durch alles, was sie umgab, unwillkürlich ihrem Herzen wieder näher gebracht wurden. Wie oft bereute sie ihre Thorheit und ihr Unrecht! Aber es war zu spät.

Ferdinand verlor lange den Frohsinn der Jugend; nur allmählig fand er die Ruhe wieder in dem angestrengtesten Eifer, womit er sich auf Wissenschaften legte. Nach Vollendung seiner Studien erhielt er eine Secretärs-Stelle in der Kanzley, und stieg in kurzer Zeit zu der Würde eines Oberregierungs-Rathes, welche Stelle der eben so rühmlich als gemeinnützig noch bekleidet. Er lebt in einer glücklichen Ehe



und ist Vater von hoffnungsvollen Söhnen und Töchtern.

## 3.

Nach einigen, in stiller Mäßigkeit vorüber geschwundenen Jahren ging Caroline ein neuer Stern der Liebe auf. Horstig, der Apotheker des Städtchens, hatte einen einzigen Sohn, welcher seit acht Jahren abwesend, — allein eben jetzt, nach einer so langen Trennung, wieder in die Arme seines Vaters heimgekehrt war. Die Sitte erforderte es, im Städtchen Besuche zu machen, und das Haus des Obervogts war eines der ersten, dem er seine Aufmerksamkeit widmete. Caroline war damahls in der vollen Blüthe ihrer Jugend und Schönheit. Unwiderstehlich war der Eindruck, den sie gleich beim ersten Anblick auf Wilhelm machte; dieß war der Bornahme des jungen Horstig. Er wiederholte daher seine Besuche sehr häufig

und bemerkte bald, daß er Carolinen auch nicht gleichgültig sey. Frazer und seine Gattinn sahen mit Wohlgefallen das neue Verständniß, aber der alte Horstig warnte seinen Sohn, vorsichtig zu seyn, versagte ihm übrigens die väterliche Einwilligung nicht zu einer näheren Verbindung. Also entdeckte Wilhelm eines Abends der Geliebten in der Laube des Gartens sein Herz, und erhielt auch von ihr ohne Ziererey und viele Umstände die Versicherung der zärtlichsten Zuneigung. Feurige Küsse versiegelten den Bund.

Die Liebenden hatten noch nicht lange die Seligkeit ihres schönen und glücklichen Verhältnisses genossen, als ein Regiment Dragoner in's Städtchen einrückte und auf einige Zeit daselbst Quartier nahm. Der Oberst, ein Mann in seinem besten Lebensalter, groß, schlank, artig gegen das Frauenzimmer, sonst aber etwas rauh und aus Nei-

gung Soldat, wählte seinen Aufenthalt im Hause des Obervogts. Wilhelm sah nicht gut zur Sache, denn ihm fielen die Warnungen des Vaters ein, und eine schwermüthige Ahnung preßte seine Brust zusammen. Der Oberst betrug sich indessen sehr anständig, war gegen Jedermann im Hause freundlich und gefällig, erbath sich öfters die Familie des Hauses zur Theilnahme an seinen geselligen Vergnügungen, und vermied sorgfältig alles Mißliebige, so daß im Hause bald nur Eine Stimme über die Höflichkeit und Freundschaftlichkeit des Obersten war. Gerade damals aber wurde Wilhelm in die Residenz berufen, um seine Tauglichkeit zu einem Unte durch öffentliche Prüfung zu beurkunden. Ungesäumt reiste er ab und voller frohen Muthes, weil er nun einer baldigen Anstellung und der damit verbundenen Beschleunigung seiner seligen-Hoffnung entgegen sah. Er bestand in der Prüfung mit großer

Ehre und Auszeichnung, und wurde mit den glänzendsten Versprechungen entlassen. In wenigen Tagen waren seine Geschäfte abgethan, und er schickte sich an, auf den Flügeln der Liebe verzuglos wieder heimzureisen; allein einige Verwandte hielten ihn mit liebevollen Nöthigungen noch zurück, daß er nicht ausweichen konnte, noch einige Zeit in ihrem Kreise zu verweilen. Sobald er aber sich losreißen konnte, machte er sich auf den Heimweg, voll seliger Empfindung von Rosenträumen der Liebe umgaukelt. Armer Betrogener! wie sehr hat sich in zwölf Tagen die ganze Scene verändert!

Wilhelm war kaum im väterlichen Hause angekommen, und hatte kaum in der gedrängtesten Erzählung die Neugierde seines Vaters befriedigt, als er sogleich zu der Geliebten eilen wollte. Da sagte der Vater: „Ich fürchte, mein Sohn, daß meine Vorhersagungen nur zu bald eingetroffen sind.



Das ganze Städtchen spricht zwen­deutig von Carolinens Umgang mit dem Obersten, und bedauert dich. Der Oberst scheint deine Abwesenheit für sich wohl benützt zu haben, und spielt seit deiner Entfernung die Rolle eines erklärten, ja, was noch mehr sagen will, eines begünstigten Liebhabers. Ich will die Gerüchte, die über Carolinens Betragen umlaufen, weder nachsagen, noch zergliedern, nicht einmahl glauben, doch väterlich warnen will ich dich noch Einmahl. Und nun gehe hin und prüfe mit eigenen Augen." Wilhelm ging, mehr traurig als froh, und zwischen Glauben und Zweifel getheilt. Die Sonne war bereits untergegangen, als er die Wohnung des Obervogts betrat. Mit sichtbarer Freude empfing die Familie den Wiedergekehrten, aber Caroline fehlte. Auf seine Erkundigung erfuhr er, daß sie noch im Garten sey, aber mit jedem Augenblicke heim kommen müsse. Änglich harrte er ihrer Ankunft

entgegen. Sie erschien endlich, als die Dämmerung bereits in Nacht überging, und der Oberste war ihr Begleiter. Das fuhr ihm durch's Herz. Dennoch suchte er sich möglichst zu fassen, und seine Begrüßung war würdevoll und warm; Caroline war kälter, fremdartiger. Zwar konnte ihre steife Abgemessenheit aus einer jungfräulichen Scheu vor der Gegenwart des Obersten erklärt werden, allein ihr Betragen bekam die richtige Deutung dadurch, daß sie sich fast ausschließlich mit dem Obersten beschäftigte, um Wilhelms Gegenwart sich nicht viel zu bekümmern schien, und an seinen Erzählungen wenig Antheil nahm; das fränkte und schmerzte ihm im Innersten. Es war unverkennbar, daß die Sachen nicht mehr standen, wie vormahls. Allein an einen gänzlichen Bruch dachte er immer noch nicht, darum setzte er auch ferner seine Besuche fort, und gab sich alle Mühe, das alte Verhältniß wieder herzu-

stellen. Caroline aber wich seinen Erklärungen und Ermahnungen je mehr und mehr aus, ja er meinte sogar einige Mahl zu bemerken, daß seine Gegenwart sie zu drücken anfange.

Indem so sein Liebesverhältniß auf schwachen Füßen stand, schwankender, bedenklicher wurde, erhielt er die unwillkommene Nachricht, sein Großvater liege auf dem Tode und wünsche ihn vor seinem Ende noch Einmahl zu sehen und zu segnen. Wilhelm hatte den heitern Morgen seiner Kindheit bey dem guten Großvater, der immer eine besondere Liebe zu ihm gehegt, auf dem Lande verlebt, wo er Beamter gewesen, und bey demselben auch den ersten Tugendunterricht genossen; daher war es für ihn heilige Pflicht, den Willen des sterbenden Greisen zu erfüllen. Spät Abends empfing er den Brief, und am andern Morgen ging er zu Carolinen, um ihr die bevorstehende Reise anzu-

zeigen. Er traf sie mit Gegenständen des Puzes beschäftigt, und erhielt, da er sie um die Absicht ihrer Beschäftigung befragte, die Antwort, sie werde diesen Abend auf den Ball gehen. „Ist das unwiederruflich beschlossen?“ fragte Wilhelm weiter, mit einem zärtlichen bittenden Ton. „Aberdings,“ erwiderte sie, „ich habe mein Wort gegeben.“ „Und können denn,“ fuhr jener fort, „nicht Umstände eintreten, die uns bestimmen, ein gegebenes Wort wieder zurück zu nehmen? Theure Caroline, ein sterbender Großvater ruft mich zu seinem Todtenbette, ich werde diese Nacht noch mit dem Postwagen abreisen, wir werden uns vielleicht mehrere Wochen lang nicht wieder sehen; erweisen Sie mir vor meinem Abschiede noch die Liebe, und schenken Sie mir diesen Abend.“ „Bitten Sie mich nicht länger, Herr Horstig, der Oberst würde es sehr übel nehmen, wenn ich nicht mit ihm ginge.“ „Und haben Sie



denn theurere Pflichten gegen den Obersten, als gegen mich! Gibt es nicht Ausflüchte? Können Sie sich nicht mit einer Unpäßlichkeit entschuldigen?" Bey diesen letzten Worten trat der Oberste in das Zimmer und fragte: „Von welcher Unpäßlichkeit reden Sie da?" Caroline antwortete ganz boshaft: „Herr Horstig gibt mir den Rath, mich heute krank zu stellen, um meines Wortes entbunden zu seyn, mit Ihnen auf den Ball zu gehen." Raun hatte der Oberste diese Worte vernommen, als er mit dem grimmigsten Zorn in die kränkendsten Schmähungen ausbrach, und sagte: „Ha, mein Herr, ich will Ihnen ein für allemahl wohlmeinend rathen, sich nicht in Sachen zu mischen, welche Sie nichts angehen." Wilhelm, so empört auch sein Gemüth bey diesem Auftritte war, verlor doch die Geistesgegenwart keinen Augenblick, und sagte mit edler Würde: „Ich danke Ihnen recht sehr für Ihren wohlgemeinten Rath

und gebe Ihnen die heilige Versicherung, daß ich mich nie mehr in die Sache mischen werde." Mit diesen Worten entfernte er sich.

Er eilte heim zu seinem guten Vater, in dessen Busen er sein ganzes Herz ausschüttete. „Danke Gott, mein Sohn," sagte der Edle, „daß er dir noch zur rechten Zeit die Augen eröffnet hat. Du warst im Begriff, dich unglücklich zu machen; die Vorsehung hat dich gerettet. Denke nicht mehr an's Vergangene, und glaube, daß Gottes Gnade dir etwas Besseres aufbewahrt hat." Wilhelm wurde ruhiger; die Nacht brach an, und die Stunde seiner Abreise nahte. Er ging zur bestimmten Zeit auf das Posthaus und harrte (mit welchen Empfindungen! denn gerade auf dem Posthause war der Ball), in seinen Mantel gehüllt, auf der dunklen Straße gegenüber, des abgehenden Wagens. Alle Zimmer waren erleuchtet, die rauschende Musik schon in seine Ohren, die Tanzenden schweb-

ten an den hellen Fenstern des Saales an seinen Augen vorüber, und mehrmahls sah er selbst Caroline, in den Armen des Obersten, die Reihen hinunter fliegen. Wie unglücklich fühlte sich der junge Mann! welcher Sturm von Empfindungen und Gedanken empörte das Innerste seiner Seele! Endlich fuhr der Wagen vor, schweigend nahm er seinen Platz ein, und rollte davon.

Vierzehn Tage noch blieb das Regiment im Städtchen. Während derselbigen war ein beständiger Wechsel von Freudenfesten im Hause des Obervogts, täglich wurden Besuche empfangen oder gegeben, es war ein Taumel von Zerstreungen, in welchem man lebte. Caroline kam zu keiner Besonnenheit und Überlegung; nur des Augenblicks dachte sie, die Zukunft wurde nie von ihr mit Ernst beachtet. Nach dem Verflusse dieser Zeit mußte das Regiment seine Standquartiere plötzlich verlassen, und der Oberst schied von der Fas-

milie. Da er aber nur wenige Meilen weit verlegt war, so kam er beynah täglich angefahren; kam er aber nicht selbst, so wechselte er mit Carolinen heimlich Briefe. Der Inhalt derselben würde nie bekannt, doch läßt er sich errathen. Sie schwebte an einem Abgrunde des Verderbens. Ihr guter Engel rettete sie noch. Der Briefwechsel konnte dem Vater nicht verborgen bleiben, er trat also eben, als ein Schreiben an sie angelangt war, und sie kaum dasselbe erbrochen hatte, in das Zimmer, um den Inhalt desselben zu erfahren. „Woher,“ fragte er, „ist der Brief? Laß ihn lesen.“ Schweigend und erröthend gab sie ihn hin. Wie erschraf der überraschte Vater, als er eine Einladung zu einer heimlichen Zusammenkunft darin fand! Voll Bestürzung fragte er: „Wie kommt der Oberste dazu, dir einen so schändlichen Antrag zu machen!“ Caroline zitterte. „Hast du ihm Hoffnungen gemacht, Unglückliche?“ fuhr der Vater fort,



„und seine Liebeslehen für Ernst aufgenommen?“ Caroline weinte. „Sprich aufrichtig, und sage mir, wie stehst du mit dem Obersten?“ „Er hat,“ stammelte Caroline, „mir die Ehe versprochen.“ „Nun so erkenne ganz dein Elend und deine Schande,“ donnerte der Vater sie an, „und wisse, der Oberste ist schon seit zwölf Jahren verheirathet. Jetzt aber geh mir aus den Augen, Nichtswürdige, und laß dich nicht eher vor mir sehen, als bis ich dich rufe. Ich Unglücklicher! warum habe ich ihr so viele Freyheit gelassen!“ Caroline entfernte sich, um in schmerzlicher Reue ihre Thorheit zu befeuzgen, und über den Verlust eines edlen Mannes bittere Betrachtungen anzustellen. Vater und Mutter waren ihr gram und blieben es lange, besonders nachdem sie erfahren hatten, welch ein Glück sie verscherzt habe, und wie schändlich sie dem redlichen Wilhelm begegnet sey. Sie wurde nun unter strengere Aufsicht genommen, dem Ober-

sten aber seine galante Einladung im Original wieder zugeschickt. Seit dieser Zeit schrieb und kam er nicht mehr.

Dem jungen Horstig gelang es bald, die so unverschuldete Wunde seines Herzens zu heilen. Nachdem er seinem sterbenden Großvater unter den Segnungen desselben mit frommen Händen die Augen zgedrückt hatte, kehrte er zum Vater zurück, und lebte ganz in der Stille. Es stand nicht lange an, so bekam er eine sehr gute Anstellung in der Nachbarschaft, und bald darauf gab ihm ein sehr edles und gebildetes Mädchen die Hand. Als er in Frasers Hause, der Sitte gemäß, den Brautbesuch machte, hatte sich Caroline in ihr Zimmer eingeschlossen.

## 4.

Zum dritten Mahle lächelte Caroline die Sonne häuslichen Glückes. Es lebte ein Kaufmann im Städtchen, Namens Peter Bal-

dingen, ein Mann, der, ohne ein speculativer Kopf zu seyn, sich durch Glück im Handel ein ansehnliches Vermögen erworben hatte. Sein einziger Sohn, Bernhard, hatte seit zehn Jahren auf großen Handelsplätzen sich umgethan, und in der Welt etwas Eüchtiges gesehen und erfahren. Da der Vater bey seinem heran nahenden Alter sich in die Ruhe begeben und seinem Sohne die Handlung übergeben wollte, wurde dieser heimberufen, und war seit einigen Tagen angelangt, um die Geschäfte nach seinem Kopfe zu ordnen. Er mochte etwa dreyßig Jahre alt seyn, war nicht sonderlich groß, aber von starker Positur, übrigens von gutem Aussehen, rühmtlich in seinem Betragen, höflich ohne viele Worte und in seinen Sitten schlicht und unbescholten. Er hielt sich seit seiner Heimkehr gewöhnlich still zu Hause, weil er dem kleinstädtischen Visitenmachen gram war, und die lästige

und umständliche Höflichkeit nicht leiden konnte.

Eines Sonntags Vormittags lag er unter'm Fenster und schmauchte seine Pfeife Knaster in die frische Luft hinaus, als eben das Geläute der Glocken zur Kirche rief. Mit Einmahl sprang er, wie wenn ihn ein elektrischer Schlag getroffen hätte, von dem Platz auf, wo er behaglich die Vorübergehenden betrachtet hatte und rief: „Vater! Vater!“ Der alte Baldinger erschrak und meinte, seinem Sohne sey ein Unglück begegnet. „Was ist dir, Bernhard?“ fragte er bestürzt. „O sehen Sie, sehen Sie doch,“ entgegnete der Sohn, „jenes göttliche Frauenzimmer mit dem kleinen grünseidenen Hütchen! Wer ist sie wohl?“ Der Vater sah hin und sagte ganz ruhig: „Das ist die älteste Tochter des Obervogts. Sie geht gewöhnlich Sonntags hier vorüber in die Kirche.“ „So, so!“ erwiderte Bernhard hastig, legte die



Pfeife weg, sprang aus der Stube, und warf sich auf seinem Schlafzimmer geschwind in festliche Kleider, um gleichfalls nach der Kirche zu gehen. Er wählte dort seinen Platz so, daß er dem Stuhle des Obervogts gerade gegenüber zu stehen kam, folglich den erkornen Gegenstand seiner Bewunderung immer im Auge hatte. Ohne Aufhören heftete er seine Blicke auf Carolinen und wurde im Anschauen so liebetrunken, daß er benähe des Ortes vergaß, wo er war. Kaum war der Gottesdienst vorüber, als er nach Hause eilte, seinem Vater unverhohlen den Eindruck schilderte, den Caroline auf ihn gemacht hatte, und den Wunsch äußerte, sie zu heirathen. „Mir all' recht," sagte Peter Baldinger; „es ist eine gute Familie, und Mittel soll der Obervogt auch haben; allein die Sache hat doch ihr Häklein. Das Mädchen ist schon in einigen Liebeshändeln gefeckt, die für sie keinen guten Ausgang hat-

ten.“ „Thut nichts, Vater, solche Mädchen gerathen oft am besten in der Ehe. Wenn sie nur ihre jungfräuliche Ehre nicht befleckt hat, scheue ich den Versuch nicht.“ Kurz, Bernhard überredete den Vater, daß er sich entschloß, heute noch für seinen Sohn den Brautwerber zu machen.

Raum war demnach in des Obervogts Hause die Mittagstafel geräumt, als Peter Baldinger gravitatisch und stattlich gepuht in das Zimmer trat. „Ey, das ist ein seltener Gast!“ rief ihm Fraser sogleich entgegen. „Seyn Sie uns herzlich willkommen, Herr Baldinger!“ Mit diesen Worten stand er auf und führte ihn zum Sofa. Nach manchen Umschweifen kam der gute Alte endlich auf seinen Sohn zu sprechen, rühmte seine guten Eigenschaften, schilderte seinen Vermögenszustand und offenbarte endlich seine Absicht, um die Hand Carolinens für ihn anzuhalten. Die Familie war überrascht.

„Ich, meines Theils,“ sagte der Obervogt, „finde mich sehr geehrt durch den Antrag; allein ich kann der Neigung meiner Tochter nicht vorgreifen.“ Caroline benahm sich sehr vernünftig. „Eine Sache von solcher Wichtigkeit,“ sprach sie, „kann nicht so plötzlich abgemacht werden. Ich habe das Glück noch nicht gehabt, den Herrn Sohn kennen zu lernen; eben so wenig kennt er mich. Die Entscheidung wird also von einem näheren Umgang abhängen!“ „Bravissimo!“ rief Peter, „das ist gut und recht gesprochen. Ich werde meinem Sohne diese Antwort hinterbringen.“ Hiermit entfernte er sich.

Bernhard säumte nicht, dem guten Winde zu folgen. Die ganze Familie hatte eine herzliche Freude bey seiner Ankunft; man mußte ihm gut seyn, ihn empfahl die echte Farbe seiner Biederkeit. Nur Caroline war nicht ganz mit ihm zufrieden, und meinte, dem guten Bernhard, der nicht viele Umstände

zu machen gewohnt war, fehle es ein wenig an Politur. Indess begegnete sie ihm mit Artigkeit, unterwarf sich dem väterlichen Gutdünken, und gab ihm ihr Jawort. Kaum war dieß geschehen, als der alte Baldinger, der auf Förmlichkeit und Herkommen hielt, ein glänzendes Gastmahl bereiten ließ, wodurch sich der reiche Mann beurfundete. Es wurde ein Verlobungsfest gefeyert, und die ersten Häuser des Städtchens dazu eingeladen. Caroline war die Fürstinn des Festes, und Bernhard bezeugte ihr die zärtlichste Aufmerksamkeit. Als das Essen vorüber war, wechselte das Brautpaar die Ringe. Bernhard legte zu dem feinigen noch so kostbaren Schmuck, daß eine Fürstinn sich dadurch geschmeichelt gefunden hätte. Unter Freude, Freundschaft und Liebe verging der Tag. Die Trauung wurde verabredet und auf die nächste Woche festgesetzt; Alles schien in Richtigkeit zu seyn, als auf Einmahl das ganze Vorhaben scheiterte.



Caroline war für diese Verbindung mehr überredet, als gewonnen. Sie empfand für Bernhard zwar Achtung, aber keine zärtliche Zuneigung; vieles mißfiel ihr sogar an ihm, selbst sein Name. Je näher der Tag der Vermählung heran rückte, desto unruhiger wurde sie, fing an ihrem bevorstehenden Glücke zu zweifeln an, und empfand zuletzt Anwandlungen von Angst und Widerwillen. Nach einem heftigen Kampfe mit sich selbst, faßte sie den Entschluß, auch dieses Band wieder zu zerreißen. Ihrem Vater sagte sie nichts davon, denn sie fürchtete seinen Zorn. Also wendete sie sich schriftlich an den Bräutigam selbst, und gab ihm, wiewohl mit der größten Schonung, und mit einem Schwall süßer Worte, zu verstehen: „daß sie nicht hoffen könne, ihn so glücklich zu machen, als er verdiene.“ übrigenß bath sie ihn noch „um die Großmuth, die Sache noch geheim zu halten, und öffentlich selbst den rechten

Schritt zur Aufkündigung zu thun. Sie setze sich darüber hinweg, vor den Augen der Welt als eine verschmähte Braut zu erscheinen." Das war ehrlich genug, aber niederschmetternd für den armen Bernhard, der Caroline von Herzen liebte und dieses Auftritts sich nicht versehen hatte. Er konnte nicht umhin, er mußte seinem Vater den Brief zeigen. Als dieser die Brille aufgesetzt und den Inhalt desselben begriffen hatte, sprach er ziemlich gelassen: „Nun, siehst du, daß die Eile hier nichts genützt hat. Allein, so leicht soll sie doch nicht loskommen. Sie verdient eine Züchtigung, und die soll ihr werden.“

Er warf sich schnell in seine Kleidung, nahm den Brief zur Hand, und ging zum Obervogt. „Sehen Sie, Herr Obervogt,“ sagte er, indem er ihm den Brief in die Hand gab, „sehen Sie, wie man sich in seiner Meinung und Erwartung betriegen kann.“ Der Ober-

vogt laß, erblaßte und stampfte vor Zorn den Boden. Caroline wurde gerufen. „Kennst du diesen Brief?“ donnerte der Vater sie an, als sie kaum das Zimmer betreten hatte. Sie verstummte. Er aber fuhr fort: „Bist du so gewohnt, Wort zu halten? Meinst du, man werde deine Tollheiten dir immer ungestraft hingehen lassen? Du bist einmahl alt genug, um überlegen zu können, was recht und gut ist. Was du versprochen hast, mußt du auch halten, oder ich erkenne dich nicht mehr für meine Tochter.“ Sie fing an zu weinen. Der Vater aber fuhr fort: „Spare deine Thränen, Nichtswürdige! Und Sie, Herr Baldinger, fordern Sie Genugthuung. Sie haben über sie zu disponiren. Um die Freundschaft aller Menschen im Orte könnte ich noch kommen, wenn ich dem sträflichen Leichtsinn nicht Zaum und Gebiß in's Maul legte.“ „Lieber Herr Obervogt,“ erwiderte Baldinger, „ich habe nun hinlängliche Genug-

thuung, und Ihres Wortes entlasse ich Sie gern. Ich denke, es sey ein Glück für meinen Sohn, daß aus der Sache nichts geworden ist. Im übrigen wird er schon noch ein Weib bekommen." „Zehn für Eine," sagte der Obervogt, „und würdigere, als meine ungerathene Tochter. Lieber Herr Baldinger, lassen Sie doch diesen Bruch unsere bisherige Freundschaft nicht stören." „Nicht im Mindesten," sagte dieser, „aber für die Mamsell möchte es gut seyn, wenn sie künftig unter eine schärfere Zucht genommen würde." „Das wird geschehen," entgegnete der Obervogt, „verlassen Sie sich darauf." Baldinger ging.

Nun war freylich Carolinens Leben nicht das erfreulichste im Hause. Der Obervogt, dessen Lieblinginn sie immer noch gewesen, war so erbost über sie, daß er sie gar nicht mehr sehen mochte. Die Mutter, gleichfalls aufgebracht, machte ihr die bitter-



sten Vorwürfe. „Gib Acht, Caroline, wie dein Wankelmuth sich noch enden wird! Schon mehrmahls hast du dich an deinem Schicksal versündigt, und das kann keine guten Folgen haben.“ Bernhard war über den unerwarteten Ausgang seiner Heirathsangelegenheit eine Zeitlang ärgerlich und traurig; aber eine Reise heilte ihn bald und gründlich. Er übernahm sodann die Handlung seines Vaters, verheirathete sich an ein sehr feines und edles Mädchen, und lebt gegenwärtig im größten Glück und Wohlstande.

## 5.

Während solcher Familienauftritte wuchsen Carolinens Schwestern in blühender Schönheit heran. Ein schimmerndes Zwilingsgestirn, das die ältere Sonne bald zu verdunkeln drohte, ging dem Fraserschen Hause auf. Caroline fühlte das wohl, und war deshalb den Schwestern nicht hold. Luise war

still, sanft, nachdenklich, wirthschaftlich; Theresese war redselig, schalkhaft, lustig, sorgenlos; so verschieden übrigens ihr Temperament, so gut war bey beyden das Gemüth. Jene war schlank, fein gebaut, blond und blau von Augen; diese etwas beleibter, stärker von Gliedern, braun von Haar und schwarz von Augen. Die Mutter hielt beyde wacker zu weiblichen Arbeiten an, und wollte das an den jüngeren Töchtern einbringen, was sie an der ältern versäumt zu haben glaubte. Der Vater hingegen sparte nichts, um ihnen zugleich eine elegante Erziehung zu geben. Dennoch schickte er sie nicht in die Hauptstadt. Beyde Mädchen waren den Ältern lieb, doch Luise mehr nach dem Sinne der Mutter, Theresese mehr nach des Vaters Geschmack; Caroline aber konnte sich nicht recht mit ihnen vertragen, hofmeisterte an ihnen den ganzen Tag und störte sie öfters in ihren unschuldigen Freuden. Daher hat

ten sie auch nie ein volles Zutrauen zu ihr, neckten sie zuweilen mit jugendlichem Leichtsinn, und es gab öfters Schwesterliche Fehden und Verdrießlichkeiten, in welche die Ältern sich zu legen genöthigt waren.

Um diese Zeit, fuhr Hellborn fort, führte mich der Stern meines Schicksals in des Obervogts Haus. Fraser und mein Vater waren einst Schul-Cameraden gewesen und Tagelbens gute Freunde geblieben. Ich war zu einer Landbeamtung bestimmt, wozu mein Vater durch den Grafen von Lindheim, in dessen Dienst er stand, Hoffnung erhalten hatte. Den ersten vorbereitenden Unterricht gab mir mein Vater selbst; in meinem achtzehnten Jahre aber wurde ich dem Obervogt übergeben, um unter dessen Leitung, weil er ein sehr brauchbarer und geschickter Geschäftsmann war, mich tüchtig zu machen für meine Bestimmung. Nicht wie ein Subaltern, sondern wie ein Sohn vom Hause

wurde ich aufgenommen und behandelt, durfte, so weit es meine Geschäfte erlaubten, an allen Vergnügungen Antheil nehmen, deren es nicht wenige gab, war öfters bey Besuchen gegenwärtig, und fehlte zuweilen auch dann in der Gesellschaft nicht, wenn man sich auswärts einen guten Tag machte. Mit gränzenloser Ergebenheit war ich einem Hause zugethan, wo es mir so gut ging; was mich aber noch mehr an die Familie fesselte, war eine erwachende Neigung zu der sanften Luise.

Mir war's, als würde ich in eine neue Welt versetzt, das Leben entfaltete sich mir in einer größeren Fülle und Herrlichkeit, ich durfte den Wonnebecher meiner ersten und einzigen Liebe rein und lauter kosten, denn auch ich blieb Luise, wie ich bald merken konnte, nicht lange gleichgültig. Suchte ich sie auf, um einige Augenblicke in ihrer beseligenden Nähe allein mit ihr zu seyn, so suchte sie



auch mich, und machte sich manchmahl ein Geschäft in meinem Arbeitszimmer, war es auch nur, um sich eine Feder durch mich schneiden zu lassen; hatte sie unter allerley Vorwand dieß und das von mir zu erfragen, so hatte ich von ihr dieß und das zu erbitten, immer hatten wir etwas miteinander auszumachen, und immer fand sich's, daß noch etwas auf den künftigen Tag unausgemacht blieb.

Ich war ungefähr ein und ein halbes Jahr im Hause, als unsere kleine Gesellschaft einen Zuwachs bekam an einem jungen Mann, der kürzlich die Universität verlassen hatte, und als Advocat sich in Neffenburg zu setzen gedachte. Er hieß Carl Miltenheim, und wurde, da er in Geschäften öfters zum Obervogt kam, bald auch mit dem übrigen Hause und mit mir bekannt. Wir schlossen ein Freundschaftsbündniß, das um so inniger wurde, da Miltenheim von den

aufblühenden Reizen der liebenswürdigen Theresse bezaubert wurde, und mich zum Vertrauten seiner Empfindungen machte. Auch Theresse, obgleich sie erst den sechszehnten Frühling zurückgelegt hatte, war nicht gleichgültig gegen die ehrerbietige Auszeichnung, womit der im stillen seufzende Liebhaber sie behandelte. Es war ein eigenes Verhältniß, in welchem die neuen Freunde unter sich und gegen die schönen Gegenstände ihrer härtlichen Neigung standen.

Wir wähten, die Angelegenheiten unserer Herzen seyen ein Geheimniß, von dem nur wir wüßten, und doch sprach das ganze Städtchen von unserem Liebeshandel. Ich scheute mich vor Vater und Mutter, und doch war ich Luise schon bestimmt, bevor ich in's Haus gekommen war; denn mein Vater hatte, mit Genehmigung der Ältern Luise's, schon voraus im Stillen unsere Verbindung beschlossen, im Fall wir Liebe für

einander empfinden würden. Mein Freund Carl Miltenheim scheute sich gleichfalls, und meinte, sein freyer Zutritt im Hause möchte beschränkt werden, wenn seine Absicht auf das noch so junge Mädchen entdeckt würde, und doch sah der Obervogt die Huldigungen nicht ungern, die er der kleinen Therese bezeugte. So war unsere Liebe stumm und bescheiden, und dennoch mit einer unaussprechlichen Innigkeit und Herzlichkeit verbunden, ja, sie war so rein und zart, daß wir vor unsern geheimsten Wünschen nicht erröthen durften.

Während wir auf diese Art sorglos und selig auf dem ruhigen Strome unserer Empfindungen fortgetragen wurden, zogen sich Stürme über uns zusammen, die anfangs nur unsern Frohsinn trübten, aber zuletzt unserer Liebe den Untergang drohten. Es wachte ein Auge über uns, aufmerksamer und lauernder, als alle übrige der Stadt. Ca-

r o l i n e n war es unerträglich, daß die jün-  
 geren Schwestern durch Liebe glücklich seyn  
 sollten, während ihr eigenes Herz darben  
 mußte. Offen gegen die Schwestern handeln  
 durfte sie nicht, weil sie unter dem Schutze  
 der Ältern standen, und weil auch sie eben  
 selbst die nämliche Freyheit genossen hatte,  
 deren die Schwestern sich jetzt erfreuten;  
 auch galt ihre Stimme, aus leicht begreifli-  
 chen Ursachen, wenig im Hause; sie fing also  
 damit an, uns unsere Verhältnisse zu ver-  
 bittern, suchte bey jeder Gelegenheit die  
 Liebhaber oder die Schwestern lächerlich zu  
 machen, und war unerschöpflich an Spott  
 und hämischen Urtheilen. Freylich erreichte  
 sie dadurch nur allzu oft ihre böse Absicht,  
 denn es that den Mädchen wehe, wenn ih-  
 re Liebhaber hämisch gerichtet wurden, und  
 uns schmerzte es, wenn unsere Mädchen  
 eine schnippische und kränkende Behandlung  
 erfuhren. Oft fand ich Luise in Thränen,



weil Carolinens unverföhnliche schwarze Laune ihr Gemüth verwundete; Therese aber nahm die Unfreundlichkeit ihrer Schwester weniger zu Herzen. Luise suchte sie durch Nachgiebigkeit und Liebe zu gewinnen; aber Therese vergalt nicht selten Gleiches mit Gleichem, denn ihr lebhafter Geist war fruchtbar an Mitteln, die Zuchtmeisterinn oft zum Schweigen zu bringen. Doch dadurch wurde Caroline nur noch erbitterter, nur noch mehr gereizt, uns zu fränken, und, wo möglich, unsere Verhältnisse zu trennen.

Miltenheim hatte kaum ein halbes Jahr im Städtchen gelebt, als allerley böse Gerüchte über ihn in Umlauf kamen. Der Oberzogt behandelte ihn mit Kälte, öfters sogar mit einem sichtbaren Widerwillen. Luise und Therese wichen ihm aus, ja diese, sonst so heiter und fröhlich, wurde ganz niedergeschlagen und schwermüthig. Vergebens fragte ich die Mädchen um die Ursache die-

ses veränderten Benehmens; sie wollten nicht mit der Sprache heraus; erst auf langes Zureden öffneten sie ihre Herzen und Lippen, und schilderten den guten Miltenheim als den verworfensten Menschen. Unglaublich war mir, was ich hörte. Ich sprach gut für meinen Freund, aber es wollte nichts helfen; ich faßte das Herz, mit dem Obervogt darüber zu reden, erhielt aber von ihm kurzen Bescheid. Miltenheim, dem ich nicht verschweigen konnte, was ich erfahren hatte, versank in die größte Betrübniß. Auf's heiligste betheuerte er seine Unschuld; nur die schändlichste und böshafteste Verleumdung, sagte er, habe solche Gerüchte über ihn ausbreiten können. Übrigens entschloß er sich, das Haus des Obervogts und den Umgang mit Theresen zu meiden, bis seine Unschuld an's Licht gekommen sey.

Während ich nun redlich mit meinem gemißhandelten Freund Leid und Kummer

theilte, brach auch über meinem Haupte ein Ungewitter aus, das meinen süßesten Hoffnungen ein Ende zu machen drohte. Ich erhielt einen höchst unerwarteten Brief von meinem Vater, in welchem er mir kurz und dringend schrieb, je bald, je eher das Haus des Obervogts zu verlassen, und mich heim zu begeben. Ich erschraf nicht wenig über diesen mir so unwillkommenen Befehl, konnte mir aber die Veranlassung schlechterdings nicht enträthseln, und wußte mir in meiner Besonnenheit und Ungewißheit nicht anders zu helfen, als daß ich den Brief dem Obervogt zu lesen gab. Dieser schüttelte bedenklich den Kopf, und wußte nicht, was er aus der Sache machen sollte, begriff übrigens leicht, daß Mißverständnisse obwalten mußten, und schrieb selbst an meinen Vater, um ihn von seinem raschen Entschlusse abzubringen, oder wenigstens die Gründe desselben zu erfahren. Mein Vater aber ant-

wortete kurz und trocken: „daß er es für gut halte, seinem Sohne eine andere Laufbahn anzuweisen, und daß er durch die triftigsten Gründe dazu bewogen werde.“ Der Obervogt hatte immer viel auf meinen Vater gehalten, daher schmerzte ihn dieß zurückhaltende und misstrauische Wesen; weil ihm aber daran gelegen war, das gute Vernehmen auch künftig mit demselben fortzusetzen, und die alte Freundschaft, welcher nun ein Bruch drohte, nicht fahren zu lassen; so entschloß er sich, die Sache persönlich mit meinem Vater abzumachen. Demnach ermahnte er mich, einstweilen zu bleiben, und erklärte, er wolle selbst zu meinem Vater reisen. Übrigens geboth er mir, über die ganze Sache ein unverbrüchliches Stillschweigen gegen Jedermann zu beobachten. Des andern Tages fuhr er ab, ohne daß ein Mensch, außer mir, wußte, wohin. Meine feurigsten Wünsche für eine gün-



stige Wendung der Sache folgten ihm nach. Zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, konnte ich seine Wiederkehr kaum erwarten. Am vierten Tage war er zurück.

Wie pochte mein Herz von Besorgniß, als der Wagen anrollte, aber wie leicht wurde es mir um die Brust, als ich den Obervogt heiter, und mit einem lächelnden Blicke aus dem Wagen steigen sah! So bald wir allein waren, sagte er zu mir: „Sie bleiben hier, ihr Vater hat eingewilligt; allein es kostete mich nicht wenig Mühe, ihn von seinem Vorsatze abwendig zu machen. Eine schändliche Verleumdung hat den alten, wackern Freund gegen mich und meine Familie so eingenommen, daß er im Begriffe war, mit mir in der Stille zu brechen. Wenn ich doch nur die boshafte Creatur ausfindig machen könnte, die diese schändliche Cabale geschmiedet hat!“

Die Urheberinn all' dieser Mißverhältnisse

war niemand anders, als Mamsell Caroline, wie sich einige Jahre später zeigte. Der Faden war verdeckt gesponnen. Durch ihre geheimen Ränke wurden meinem Vater von Zeit zu Zeit, und von verschiedenen Orten her, bedauerliche Winke mitgetheilt über seine Verblendung in Absicht meiner; Fraser und sein ganzes Haus wurden in dem häßlichsten Lichte dargestellt, und mein Aufenthalt als gefahrvoll für Unschuld und gute Sitten geschildert, indem die Mädchen in einem zweydeutigen Rufe sündeten. Da war es denn meinem Vater nicht zu verargen, wenn er mich heim berief. Eben diese Caroline, die kein Bedenken getragen hatte, die Ehre ihrer Familie zu beslecken, um die Furien ihres Neides zu besänftigen, war auch die verborgene Schöpferinn all' der bösen Gerüchte, die über meinen unschuldigen Freund ergangen waren. Er sey ein Wollüstling, ein Verschwender, ein unwise

sender Geck, hieß es; allein zum Glücke konnte der Ungrund solcher Verleumdungen nicht nachgewiesen werden. Auf diese Art scheiterte die Cabale. Die Liebenden, nach solchem gehobenen Mißverständniß nur noch inniger angezogen, feyerten auf's neue den Bund der Herzen, entdeckten den Ältern ihre Neigung und ihre Wünsche, und erhielten mit ihrer Einwilligung den Segen. Das befestigte unsern Bund, und vermehrte unsere Seligkeit.

## 6.

Noch einmahl ging ein Stern der Liebe Carolinen auf. Ein Mann von edlem Ansehen und achtungsgebiethender Würde, im Alter ungefähr vierzig Jahre, doch noch voll jugendlicher Kraft, hatte von einem Edelmann in der Nachbarschaft ein Landgut erkauft, und lebte daselbst in philosophischer Ruhe. Niemand wußte, wer er war, wie er hieß, und woher er gekommen sey. Dem

Anscheine nach war er sehr reich, weil er sich auf's geschmackvollste einrichtete, Bediente und Pferde hielt, und alles gut und schnell bezahlte. Mehrere Sprachen redete er schön und mit Fertigkeit, besaß in verschiedenen Fächern der Gelehrsamkeit mehr als gewöhnliche Kenntnisse, hatte die feinsten und einnehmendsten Manieren, und offenbarte in dem Gewandten, Gefälligen und Schicklichen seines Benehmens einen Mann, der in den Sphären der größeren Welt sich umgetrieben hatte. So eingezogen er lebte, so machte er doch bisweilen Besuche in der Nachbarschaft, und fuhr demnach auch am Hause des Obervogts vor. Seine Erscheinung verursachte eine lebhafte Freude, allein das Interesse an ihm wuchs, je mehr man ihn kennen lernte. Was er sprach, war gedacht und spannte die Aufmerksamkeit; seine Unterredungen waren aber so lehrreich, als unterhaltend. Still und innig bewegt lauschten



wir im Kreis umher, wann er erzählte, besonders aber hing Caroline mit unverwandtem Blick und ganzer Seele an seinem Munde. Der Fremde hatte Eindruck auf sie gemacht, das war sichtbar, und eben so unverkennbar war die Mühe, die sie sich gab, ihm gefällig zu seyn. In allen Stücken suchte sie seine Meinung und Ansicht auszuforschen, in Wort und That, in Kleidung und Geberde richtete sie sich nach seinem Geschmack. Er war ein Liebhaber der Musik; mit dem größten Eifer legte sich jezt Caroline von neuem auf Gesang und Flügelspiel. Er war ein Freund der Wissenschaften; mit angestrengetem Nachdenken verweilte sie jezt über belehrenden Werken. An Verstand und Gewandtheit hatte es ihr nie gefehlt, auch besaß sie eine gewisse Grazie, wodurch sie Jedermann für sich einnehmen konnte, sobald sie es darauf anlegte. Also ließ sie nun mit fein berechneter Klugheit alle Künste

der Coſetterie ] mit der ſcheinbarſten Unbe-  
fangenheit und Abſichtsloſigkeit auf den  
Fremden ſpielen, und war auch ſo glücklich  
in ihren Bemühungen, ihm nicht nur eine  
hohe Meinung von ſich einzujößen, ſondern  
auch, wie es ſich bald offenbarte, ſelbſt ſein  
Herz in ihre Abſichten zu verſtechten. Das  
war endlich ein Mann nach ihren Idealen,  
durch ihn konnte ſie glänzen und vielleicht  
noch eine Rolle in der Welt ſpielen.

Der Fremde gehörte nicht zu dem ge-  
wöhnlichen Schlage der Männer. Gegen  
körperliche Schönheit war er zwar nicht un-  
empfindlich, doch huldigte er noch mehr der  
ſittlichen Grazie und der Schönheit des  
Geiſtes. Caroline hatte ſich das bald abge-  
merkt, und benahm ſich nicht übel gegen ihn.  
Ihre neugeſammelten Kenntniſſe ſchienen  
ein alter Schatz und ein zufälliger Erwerb  
zu ſeyn, und ſo ſehr ihr daran lag, damit  
zu glänzen, wußte ſie doch alles Geſuchte

und Absichtliche zu verbergen, und versäumte nicht, wenigstens vor seinen Augen, eine empfehlungswerthe Geschäftigkeit im Hauswesen zu zeigen. Oft fragte sie ihn mit hingebendem Vertrauen um Rath; zuweilen er bath sie sich auch ein Buch, und ließ sich, wenn sie's gelesen hatte, die dunklen Stellen von ihm erklären. So sanft und wohlwollend, wie damahls, war sie nie sonst gewesen, so freundlich und liebevoll hatte sie sich nie gegen ihre Schwestern benommen, so zuvorkommend und dienstbestissen hatte sie sich nie gegen uns Freunde bewiesen. Ihre ganze Gemüthsart schien veredelt zu seyn; auch an ihrem Beispiele konnte man sehen, daß wahre Liebe den Menschen besser macht, denn Liebe, feurige Liebe war es nun, was an den Fremden sie fesselte.

Dieser schien auch gegen sie eine mit jedem Tage wachsende Zuneigung zu bekommen, was nicht nur seine häufigen Besuche

merken ließen, sondern was auch an einer gewissen Herzlichkeit und Vertraulichkeit, die er immer weniger sich zu verbergen bemühte, leicht zu errathen war. So unzweydeutig übrigens die Zeichen waren, die auf gärtliche Gesinnungen schließen ließen, so vermied er gleich wohl immer noch eine nähere Erklärung. Er schien ein Mann zu seyn, den schmerzliche Erfahrungen von jeder raschen Voreiligkeit zurück hielten, und der sich deswegen nicht so schnell ganz und leidenschaftlich hingab. Von der Ehe hatte er hohe Ideen, und machte deswegen große Forderungen an eine Frau. Das häusliche Glück hielt er für das erste und höchste in der Welt, aber er behauptete öfters, daß es unter hundert nicht Eine Ehe gebe, welche man glücklich heißen könne. Von den Menschen hatte er im Ganzen eine geringe Meinung, aber er stellte die Menschenliebe dennoch als die erste Tugend auf.



Caroline dachte sich schon als die Er-  
 wählte dieses merkwürdigen Mannes, aber  
 bald zeigte es sich, daß sie zu frühe trium-  
 phirt habe. Der Fremde machte den Weg,  
 den er in seiner Zärtlichkeit vorwärts ge-  
 nommen, sichtbar wieder zurück; seine Besu-  
 che wurden immer seltener, und seine An-  
 wesenheit immer kürzer. Kam er, so un-  
 terredete er sich meistens mit den Ältern,  
 und schenkte auch den jüngeren Schwestern  
 mehr Aufmerksamkeit als zuvor. Caroline  
 versuchte zwar alles, die vorige Vertrau-  
 lichkeit wieder einzuleiten, allein ihre Be-  
 mühungen waren fruchtlos; sie spielte zu-  
 weilen die Trauernde und Betrübte, allein  
 ihr Kummer wurde wenig beachtet; sie ver-  
 doppelte ihre Wärme und Anhänglichkeit,  
 allein sie wurde mit steigender Kälte und  
 Gleichgültigkeit erwidert; sie suchte auf  
 allen möglichen Wegen ihn zu Erklärungen  
 zu bringen, allein er entschlüpfte ihr mit

der größten Leichtigkeit und Feinheit. In die gewöhnlichen Schranken der Höflichkeit, die man jedem gebildeten Frauenzimmer erweist, schloß er nun sein ganzes Betragen ein. Darüber verfiel sie zusehends in wirkliche Schwermuth und sichtbaren Seelenschmerz; allein auch dieß stimmte die gesunde Zärtlichkeit des Fremden nicht mehr höher. Endlich blieb er ganz aus, und nach wenigen Tagen erfuhr man, daß er verschwunden sey. Niemand wußte, wo er hingekommen. Eine Zeit lang blieben einige Bedienten noch auf dem Schlosse, doch auch sie wurden ihres Dienstes entlassen, und das Landgut mit dem ganzen Hausgeräth zum Verkauf ausgebothen. Nun war es freylich nur allzu klar, daß er niemahls wieder kommen würde.

Dem Obervogt that es sehr leid, daß er seinen geistreichen Hausfreund, mit dem er so manche süße Stunde verlebt hatte, so

schnell und unerwartet verlor. Dazu kam  
 noch, daß er selbst auch der schmeichelhaften  
 Hoffnung, Caroline könnte die Gattinn die-  
 ses Mannes werden, sich überlassen hatte.  
 Dieser Genuß und diese Hoffnung war nun  
 unwiederbringlich dahin. So sehr ihn das  
 schmerzte, so konnte er sich doch die Ursache  
 dieses Abschieds leicht denken, ohne daran  
 etwas Tadelnswerthes zu finden. Der Fremde  
 war in der letzten Zeit seines Aufenthaltes  
 mit dem Herrn Horstig, der von Caroline  
 so schnöde behandelt worden war, öfters  
 zusammengekommen, und hatte, weil er  
 an ihm einen Mann nach seinem Herzen ge-  
 funden, eine vertraute Freundschaft gepflo-  
 gen. Von diesem erhielt er ohne Zweifel  
 über Carolinens Charakter Aufschlüsse, die  
 ihm allen Muth benahmen, das Verhältniß  
 mit ihr enger und fester zu knüpfen. Auch  
 mit Bernhard Baldinger war er bekannt,  
 denn dieser besorgte seine Wechsel, und be-

fam auch den Auftrag, den Verkauf des Landguts zu leiten. Von ihm erfuhren wir in der Folge auch, wer der Fremde war. Er hieß Waburton, ein englischer Lord, der, nachdem er sein Vaterland verlassen hatte, weil er dort eine Kränkung erlitten, die seine Ehre antastete, die merkwürdigsten Länder von Europa durchreist, und nun Willens war, in unserm schönen Thale den Rest seines Lebens zuzubringen. Er würde sich mit Carolinen verbunden haben, wenn ihre früheren Abenteuer ihn nicht abgeschreckt hätten.

Auf Caroline machte die fehlgeschlagene Hoffnung und die verschmähte Liebe einen fürchterlichen Eindruck. Sie fand um so weniger Trost in sich, je mehr sie sich vorzuwerfen hatte, daß sie ihr Schicksal verdient habe. Sie litt nicht nur am Gemüthe, sondern auch ihr Körper wurde durch den Seelenschmerz so stark angegriffen, daß sie in



eine tödtliche Krankheit verfiel, und daß man lange an ihrem Aufkommen zweifelte. Das Übel war um so hartnäckiger, da die Hauptursache desselben in der Seele lag. Zwar genas sie allmählig wieder, aber sehr langsam, und ihre Gestalt zerfiel gänzlich, denn die Rosen ihrer Schönheit welkten dahin, um nie wieder aufzublühen. Sie erschrak vor sich selbst, als sie das Bette wieder verlassen konnte, und sich zum ersten Mal wieder im Spiegel besah. Obwohl sie bereits nicht mehr ferne vom dreißigsten Sommer war, so hatte sie immer noch für schön gelten können, bis die unerbittliche Hand eines rächenden Schicksals ihr diesen gefährlichen und täuschenden Schmuck auf immer raubte. Sie erkannte nun wohl, daß ihre Frühlingszeit vorüber sey, und daß sie durch körperliche Reize den Männern kein großes Interesse mehr einflößen könne, darum fing sie an, sich mit wissenschaftlichen Gegen-

ständen zu-befassen, an welchen sie schon während ihres Umgangs mit Waburton Geschmack gefunden hatte, und so warf sie sich endlich auch in die Abgründe der Naturphilosophie. Sie vermehrte dadurch die Anzahl jener unseligen Geschöpfe, die aus Verzweiflung an einem Liebhaber sich in die Arme der Gelehrsamkeit flüchten.

## 7.

Nach dieser Begebenheit, fuhr Hellborn fort, verfloßen einige Jahre, ohne daß sich etwas besonders in der Familie ereignet hätte. Mein und meines Freundes Verhältniß blieb sich immer gleich, und wir waren selig im Genuß ungestörter Liebe. Jetzt starb ein Beamter des Grafen Lindheim. Dieser Tod führte mich schnell dem Ziele meiner Wünsche entgegen, denn der großmüthige Graf gedachte seines Versprechens, und vertraute mir den erledigten Dienst. Welche Freude mir

dieses unerwartete Glück machte, kann ich nicht beschreiben; auch nahm das ganze Haus, Carolinen ausgenommen, den wärmsten Antheil daran. „Endlich,” sagte der Obervogt, „geht doch wieder eine Sonne des Heiles über meinem Haupte auf. Gehe hin, mein Sohn, und entrichte dem guten Grafen in Person den schuldigen Zoll deines dankbaren Herzens. Gott segne dich, und bringe dich bald wieder froh und gesund in meine Arme zurück.“ Gerührt nahm ich Abschied; Luise weinte still an meinem Halse. Ich eilte in die Arme meines Vaters, und mit diesem zum Grafen. Wie dankte ich dem Edeln für sein Vertrauen und seine Güte! Wie glücklich hatte er mich gemacht! Wie heilig gelobte ich, ihm mit der größten Treue zu dienen!

Nachdem ich auf diese Art einer schuldigen Pflicht Genüge geleistet, kam ich zu einem neuen überraschenden Anblick in dem

mir so theuern Hause wieder an, denn des andern Morgens nach meiner Wiederkehr trat der Obervogt mit einem ungewöhnlich heitern Gesicht in's Zimmer, wo wir uns zum Frühstück versammelt hatten. Wir merkten gleich, daß etwas Außerordentliches in ihm vorging, und tranken den Kaffeh in stiller Erwartung. Als dieß geschehen war, sprach er: „Ich habe diese Nacht über einem Entwurfe gebrütet, den ich ungesäumt ausführen werde, wenn höheren Ortes sich kein Hinderniß entgegen wirft. Ich fange allmählig an, etwas von Altersschwäche zu fühlen, und sehne mich nach Ruhe. Darum wünsche ich meinen Dienst zu Gunsten Miltenheims und meiner guten Therese abzutreten. Wird mein Wunsch erfüllt, so wollen wir eine Doppelhochzeit feyern.“ Wonne leuchtete aus seinen Augen, als er dieß sprach. Therese küßte ihn mit weinenden Danke die Hand.



Noch an demselben Tage reiste er in die Residenz, wo es ihm seiner bedeutenden Freunde wegen nicht schwer gemacht wurde, sein Gesuch durchzusehen. Seine Entlassung wurde angenommen, und Miltenheim bekam das Amt. Schon am dritten Tage erhielt er das Decret, und brachte es selbst in der Tasche mit nach Hause. Auf die dritte Woche wurde der Tag der beyden Hochzeiten festgesetzt.

Als der bestimmte Tag erschienen war, schritten wir, von den segnenden Ältern begleitet, in festlichem Gewande nach der Kirche zum Traualtar, und eine Menge Volkes begaffte uns, oder zog uns nach. Es war ein Zug, der nicht alle Tage im Städtchen zu sehen war, indem auch mein Vater, Miltenheims Ältern, und noch mehrere Verwandte von uns der feyerlichen Handlung beywohnten. Sobald das unauflöslliche Band geschlungen war, begaben wir

uns auf den großen Saal des Rathhauses, welcher für die Freuden dieses Tages eingerichtet worden war. Alle Honoratioren des Städtchens, sammt ihren Frauen und herangewachsenen Kindern, waren geladen, und erschienen zahlreich. Auch Bernhard Waldinger und Horstig mit ihren liebenswürdigen Gattinnen befanden sich unter den Gästen, und, sonderbar genug, auch der Ober-Regierungsrath Walther, welcher gerade damahls auf Commission im Städtchen war, zierte, in seinem kürzlich für ausgezeichnete Dienste vom König erhaltenen Ordenskreuze, das glänzende Fest. Auf diese Art waren alle vormahlige Freyer Carolinens, den einzigen Lord Waburton ausgenommen, bey der Hochzeit der jüngeren Schwestern, während sie selbst als eine verdunkelte Ubrige einsam zu Hause saß, Unpäßlichkeit vorschützend, und nun reiche, ungestörte Gelegenheit hatte, die Folgen ihres Leichtsinns zu

fühlen, und ihren Übermuth zu bereuen. Schmaus, Tanz, Musik und Spiel dauerten bis Mitternacht.

Auf den dritten Tag nach der Hochzeit war meine und Luizens Abreise festgesetzt. So selig wir waren, so viele Thränen kostete uns doch die Trennung vom väterlichen Herd. Es that mir wehe, ein Haus zu verlassen, wo ich in harmloser Jugend fünf Jahre bey nahe ununterbrochen gelebt, und so viele Freuden genossen hatte, wie viel schmerzlicher mußte es Luizen seyn, die noch nie aus dem älterlichen Hause entfernt gewesen war! Des Weinens und Abschiednehmens war bey nahe kein Ende. Jetzt fuhr der Wagen vor; da faßte mein Vater Luizen am Arm, und half ihr hinein, mit den Worten: „Lasset es nun gut seyn, und denket an's Wiedersehen.“ Wenige Augenblicke nachher war der Wagen um die Ecke gerollt.

Der Obervogt bewohnte nun mit seiner

Gattinn und mit Carolinen das obere Stockwerk des Hauses, und überließ dem Tochtermann den unteren Theil. Die Ruhe behagte ihm übrigens nicht sehr, denn er war in seinem ganzen Leben ein thätiger Mann gewesen, jetzt aber mit seiner Zeit oft verlegen, und in die Amtsgeschäfte des Tochtermanns wollte er sich aus Grundsätzen nicht mischen. Seine Gesundheit fing an zu leiden, und die Ärzte erklärten seinen Zustand für gefährlich; ein halbes Jahr nach seiner Dienstensagung war er eine Leiche. Wir weinten an seinem Sarge aufrichtige Thränen der Liebe, denn er war ein gerader Mann und zärtlicher Vater gewesen. Die Mutter ergriff der Tod ihres geliebten Gatten, mit welchem sie in der zufriedesten Ehe gelebt hatte, so heftig an, daß sie in stummem Schmerze dahin schmachete, und wenige Monden nach seiner Beerdigung aus Kummer starb. Die guten Leute, un-



zertrennlich im Leben, waren es auch im Tode; ihre Hülle ruht neben der Seinigen dem schönen Auferstehungstag entgegen.

Auf Carolinen machte der schnelle Tod ihrer Ältern einen so herzerreißenden Eindruck, daß sie beynabe tiefsinnig wurde. Ihre letzte Stütze war gebrochen, und sie mußte nun auf sich selber stehen, in der That mit schwachen Füßen, denn das hinterlassene Vermögen des Obervogts wurde nicht so groß erfunden, als vermuthet wurde. Als ein gutthätiger, gastfreundlicher und uneigennütziger Mann konnte er keine große Schätze aufhäufen. Carolinens Erbtheil fiel also auch nicht so beträchtlich aus, als sie gehofft hatte. Nur durch große Einschränkungen und eine Sparsamkeit, an die sie nicht gewöhnt ist, kann sie unabhängig leben. Im Hause, das nun dem Schwager zufiel, galt sie nichts mehr, und wenn sie sich einmahl einfallen ließ, ihrer bösen

Laune, wie sonst, Luft zu machen, wurde sie von Theresen und zuweilen auch von Mittenheim an ihre Bedeutungslosigkeit und Ohnmacht etwas nachdrücklich erinnert. Sie fing nun an, herum zu reisen, und bald da bald dort einzusprechen; allein sie kann wohl merken, daß sie nirgends in Länge angenehm ist. Selbst nie gewohnt, ihre Mitmenschen zu schonen, findet auch sie nirgends theilnehmendes Wohlwollen.

Gegenwärtig zieht sie einem jungen Menschen nach, der eine Zeit lang als Gehülfe in der Apotheke zu Nellenburg stand. Er war einige Mal an einem dritten Orte zufällig mit Carolinen zusammengekommen, hatte ihr vielleicht einige Artigkeiten gesagt, vielleicht auch, ohne es so ernstlich zu meinen, ein Wort von Liebe gesprochen. Allein alten Jungfern muß man so nicht kommen, sie verstehen in solchen Fällen keinen Spaß. Caroline nahm die Galanterien als vollen

Ernst auf, wurde von Stund' an zärtlich, und überfiel den jungen Mann so oft mit Briefchen, selbst mit Besuchen, daß er, um ihrer Zudringlichkeit los zu werden, seine Stelle aufgab, und in die weite Welt zog. Gestern hatte ich, weil er eben in unserer Nähe sich aufhielt, die unvermuthete Ehre, ihn selbst kennen zu lernen und mit ihm zu sprechen. Davon gab ich Carolinen einen Wink, darum entfernte sie sich heute so schnell, und ließ unsere Gesellschaft in Ruhe und Frieden. Sie stellt sich vor, Rechte an den Menschen zu haben, und will diese nun geltend machen, da sie nicht im mindesten gesonnen ist, den Flüchtling großmüthig seinem Schicksal zu überlassen. Das ist jene Caroline, die vormahls die erste Sonne der Schönheit in Nellenburg und der Umgegend war, die bey Ballen und Affembleen alles um sich her verdunkelte, eine gefährliche Circe für so manches Männer-

herz, der Stolz ihrer Familie und der Abgott ihrer Liebhaber.

Hellborn hörte nun auf zu erzählen. Hoch stand der Mond bereits am Himmel, die Mitte der Nacht war schon angebrochen, und wir gingen heiter zu Bette, nachdem ich meinem Freunde herzlich für die Unterhaltung gedankt hatte, die mir diese Geschichte machte. Weil sie mir interessant schien, schrieb ich sie nachher nieder, und weil sie viel Belehrendes enthält, hab' ich sie öffentlich bekannt gemacht.

---